

Die Gnade Gottes unseres Vaters und die Liebe Jesu Christi und die Gemeinschaft des Heiligen Geistes sei mit euch allen. Amen.

Sie erinnert sich nur noch undeutlich. Zu lange ist es her. Am deutlichsten sind ihr die Gesichter geblieben. Das ihrer Mutter, die sie gelehrt hat, was eine Frau wissen muss. Ihr Mann, der sie am Tag der Hochzeit in das Haus seiner Familie geführt hat. Die Schwiegereltern, neuen Nachbarn, ihre eigenen Kinder. Und in den Gesichtern die sprechenden Augen. Augen, die die Liebe der Mutter durchscheinen lassen. Wehmütige Augen. Die Augen ihres Mannes, voller Stolz, aufgereggt, unsicher, und später: liebende, begehrende Blicke. Die Augen der Schwiegermutter, die nicht wussten, ob sie wohlwollend oder ablehnend blicken sollten. Die prüfenden Blicke der Nachbarn. Die Augen ihrer Kinder, voll bedingungslosem Vertrauens.

Erinnerungen aus einem anderen Leben. Fast hatte sie anfangs selbst nicht bemerkt, wie sie begann, es zu verlieren. Ein Zittern der Hand, ein Stolpern, ein Schmerz im Rücken. Irgendwann war der erste Tonkrug zerbrochen, als sie ihn vom Tisch nehmen wollte, irgendwann wurden die Schmerzen stärker. Irgendwann, vor einem halben Leben, der Tag, an dem es ihr nicht mehr gelang, sich aufzurichten.

Sie hatte es nicht wahrhaben wollen damals. „Das geht vorüber, bestimmt“. Sie hatte gekämpft, wollte sich nichts anmerken lassen, redete sich die Schmerzen selbst klein und hatte versucht, zu leben, als wäre nichts.

Aber alles Aufbäumen hatte nicht geholfen, und schlimmer als der Schmerz, schlimmer als ihr Gefangen-Sein in einem kranken Körper waren die veränderten Blicke der Menschen um sie. Es war, als hätte sie jeder Schritt, den sie nur noch langsam gehen konnte, weiter von ihren Lieben entfernt. Sorge war neben die Liebe getreten im Blick ihres Mannes, und irgendwann war da Hilflosigkeit gewesen, Ungeduld, Ärger. Verständnislosigkeit und Angst in den Blicken der Kinder und in den Augen der Nachbarn immer häufiger: Schaulust.

Auch diese Erinnerungen sind undeutlich, verblasst im Laufe der Jahre. Längst sind die Kinder jetzt aus dem Haus, die Nachbarn haben sich an ihren gekrümmten Anblick längst gewöhnt. Sie blicken gleichgültig über sie hinweg. Manchmal schmerzt es noch, wenn ihr Blick den ihres Mannes auffängt. Manchmal ist da Trauer, manchmal Überraschung. Als habe er sie vergessen, als sei sie gar nicht mehr Teil seines Lebens.

Irgendwann hat sie aufgegeben zu kämpfen, hat sie sich eingerichtet in ihr Leben als Krüppel. Irgendwie wird sie satt jeden Tag; sie ist geduldet im Haus. Sie lebt – und sie hat seit langem aufgehört, ans Leben große Erwartungen zu stellen.

Viel hat ihr ihre Erkrankung genommen – aber es scheint ihr, als habe sie ihr Eines zu danken. Sie hat neu sehen gelernt. Im buchstäblichen und im übertragenen Sinn sieht sie das Leben aus einer anderen Perspektive. Sie, die

Gefangene ihres gebeugten Körpers, sieht seit langem all ihre Leidensgenossen, wo immer sie sich aufhalten: die Lahmen auf den Straßen, die Bettler in den Torbögen. Und die Aussätzigen draußen vor der Stadt. Manchmal, wenn am heimischen Tisch ein Stück Brot übrigbleibt, steckt sie es in ihr Gewand, und macht sich auf den Weg. Der dankbare Blick, das Lachen in den Augen, das segnende Wort des Beschenkten lohnen ihr die Mühe des beschwerlichen Unterfangens.

Da ist eine Verbundenheit - ihr Mitleid aber gilt anderen. Denn der Lahme, der Blinde, der Aussätzige – sie alle wissen um ihr Los, und sie haben gelernt, damit zu leben. Und oft kommt es ihr vor, als wären sie damit Privilegierte. Denn der neue Blick, den ihre Krankheit sie gelehrt hat, lässt sie überall um sich herum Gefangene erkennen. Offenkundig Gelähmte gibt es wenig im Dorf – aber das Denken ihrer Mitmenschen, ihr Geist, das erscheint ihr oft, als wäre es gefangen.

Sie sieht die Erfolgreichen, die auf der Sonnenseite des Lebens. Die schönen Häuser, den offenkundigen Wohlstand, aber auch das Misstrauen in ihren Augen. Die Geringschätzung für die, die es weniger weit gebracht haben. Nichts anderes als Gefangene ihrer goldenen Käfige erkennt sie in ihnen – und sie wissen noch nicht einmal um das Gefängnis, das sie sich selbst geschaffen haben.

Sie sieht die Rechtschaffenen, die auf dem Weg zum Tempel peinlich darauf achten, sich nicht zu verunreinigen. Und sie versteht nicht: wie können all diese Schriftgelehrten, die heiligen Männer nur glauben, sie könnten Gott nahe sein, solange ihr Stolz sie von den Menschen trennt?

Sie sieht, die im Hass gefangen sind. Länger noch als ihre eigene Krankheit währt der Kampf ihres Landes gegen den mächtigen Feind aus dem Westen. Mancher, der in unbeschwerten Kindertagen mit ihr auf den Straßen des Dorfes spielte, ist in die Berge gegangen. Ganz selten kommen sie zurück, die Familien besuchen. Die Blicke hart und verbittert, gezeichnet von Kampf und Tod.

Sie sieht, die gefangen sind in ihrer Ablehnung und ihrer Angst. Die überzeugt sind von ihrer eigenen Wahrheit und keine andere gelten lassen können. Die in ihrer Unduldsamkeit Risse und Konflikte im eigenen Volk zementieren und nicht merken, wie sie sich selbst damit Gewalt antun.

Sie sieht all die, auf deren Schultern die Verantwortung lastet, für sich und ihre Familien das tägliche Brot zu sichern. Sie sieht, wie die Sorge sie drückt, sie sieht, wie sie sich schinden und quälen, wie sie Unrecht leiden und nicht aufmucken, wie sie sich demütigen und demütigen lassen, um nicht die Anstellung zu verlieren, den verhassten Job, zu dem sich keine Alternative findet.

Manchmal ist sie dankbar für ihre Krankheit, für ihren gekrümmten Rücken. Wie sonst hätte sie je erkennen können, wer der Mensch wirklich ist? Manchmal wähnt sie sich als die Sehende unter lauter Blinden. Und besser, blind sein und es wissen, als sich sehend zu glauben und sich immer wieder den Kopf

einzurennen.

In den Gesprächen, die sie aufschnappt, hat sich zuletzt etwas verändert. Da ist eine Unruhe, eine neue Hoffnung, manchmal zornig, manchmal begeistert. Von einem Rabbi erzählen die Leute. Jesus heißt er, und es werden Wunderdinge von ihm berichtet. Die Kranken soll er heilen, die Römer vertreiben. Sie zuckt die Schultern – Worte von Blinden, die nicht blind sein wollen.

Heute führt sein Weg diesen Jesus durch ihr Dorf. Die Menschen sind in Aufruhr – sie kümmert es nicht. Wunderheiler hat sie viele kommen sehen in all den Jahren. Sie sind wieder gegangen – ihre Krankheit ist geblieben.

Da steht er auf einmal vor ihr. Sie erkennt ihn ohne Worte. Und in seinen Augen erkennt sie: diesmal ist es anders. Und noch ehe sie ein Wort sagen kann, noch ehe sie um Hilfe, um seine Hilfe rufen könnte, spricht er zu ihr: Frau, sei frei von deiner Krankheit! Und er legt seine Hände auf sie. Sie begreift nicht gleich, weil sie das Gefühl nicht mehr kennt - aber dann beginnt sie zu verstehen: sie ist frei. Frei, frei, frei. Sie ist wieder ein Mensch, der sich aufrichten kann. Auf Augenhöhe den anderen begegnen. Nie wieder wird in ihrem Blick eine unausgesprochene Entschuldigung dafür liegen, dass sie ihrer Umwelt unangenehm ist mit ihrer Erscheinung. Und aus den Blicken der anderen wird nie mehr Mitleid sprechen, und kein Ärger.

Frei ist sie. Und ihr Herz und ihr Mund beginnen zu jubeln. Ein alter Jubelruf aus dem Psalter bricht aus ihr. „Lobe den Herrn, meine Seele, und was in mir ist, seinen heiligen Namen. Lobe den Herr, und vergiss nicht, was er dir Gutes getan hat“

Und dann sieht sie den Synagogenvorsteher ganz grimmig vor sich stehen. Seine Ablehnung kümmert sie nicht, sie fällt ihm um den Hals. „Freu dich doch, freu dich mit mir. Ich bin frei, ich bin geheilt – ich kann wieder leben.“

Ihre Blicke wandern weiter – zu den Erfolgreichen und den Rechtschaffenen. Sie sieht die, die gefangen sind in ihrem Hass, ihrem Misstrauen und ihrer Angst, und die, die fast die Verantwortung nicht mehr tragen können, die auf ihren Schultern lastet.

Und sie sieht die Fesseln, die sie alle binden. „Glaubt nicht, dass das so sein muss. Ihr seid nicht festgelegt auf eure Geschichte. Schaut auf ihn – er hat mich befreit. Er kann auch euch befreien. Er hat mir ein neues Leben geschenkt – er kann auch eures erneuern.

Er wird euer Misstrauen nehmen und es in Interesse und in Achtsamkeit verwandeln. Den Hass wird er von euch nehmen und euch in eurem Feind den Menschen erkennen lassen. Euren Stolz, der euch so einsam macht, wird er von euch nehmen und euch lehren, mit liebenden Augen auf den Nächsten zu blicken. Die Last auf euren Schultern wird er euch tragen helfen, wenn er sich euch zeigt als der, der uns alle durchs Leben trägt. Heute ist er in mein Leben getreten – wider alle Hoffnung, und, gebt gut acht: vielleicht erkennt ihr in

morgen schon in eurem.“

So, liebe Gemeinde, mag sie sich zugetragen haben, Jesu Begegnung mit der Frau, die schon so lange krank war. Der Evangelist Lukas gibt sie in seinem Buch im 13. Kapitel so wieder:

Jesus lehrte in einer Synagoge am Sabbat. Und siehe, eine Frau war da, die hatte seit achtzehn Jahren einen Geist, der sie krank machte; und sie war verkrümmt und konnte sich nicht mehr aufrichten. Als aber Jesus sie sah, rief er sie zu sich und sprach zu ihr: Frau, sei frei von deiner Krankheit!

Und legte die Hände auf sie; und sogleich richtete sie sich auf und pries Gott. Da antwortete der Vorsteher der Synagoge, denn er war unwillig, dass Jesus am Sabbat heilte, und sprach zu dem Volk: Es sind sechs Tage, an denen man arbeiten soll; an denen kommt und lasst euch heilen, aber nicht am Sabbattag.

Da antwortete ihm der Herr und sprach: Ihr Heuchler! Bindet nicht jeder von euch am Sabbat seinen Ochsen oder seinen Esel von der Krippe los und führt ihn zur Tränke?

Sollte dann nicht diese, die doch Abrahams Tochter ist, die der Satan schon achtzehn Jahre gebunden hatte, am Sabbat von dieser Fessel gelöst werden?

Und als er das sagte, mussten sich schämen alle, die gegen ihn gewesen waren. Und alles Volk freute sich über alle herrlichen Taten, die durch ihn geschahen. Amen